

(Nachdruck verboten.)

88]

## Esther Waters.

Roman von George Moore.

Fred blickte Esther an, und in seinen Augen drückte sich deutlich die Bewunderung und Liebe aus, die er für sie empfand.

„Gewiß,“ sagte er, „schuldet man seinen Nächstehenden viel, aber doch nicht alles; und selbst um ihretwillen dürfen wir Fernerstehenden kein Unrecht thun. Sie aber müssen doch einsehen, daß Sie Ihren Mitmenschen viel Böses zufügen, indem Sie das Wetten hier gestatten. Wirtshäuser an sich sind ja schon schlimm genug. Wenn aber in diesen Wirtshäusern nicht allein getrunken, sondern auch noch gespielt und gewettet wird, und wir das ausfinden, so ist es unsre Pflicht, es dem Gesetze zu entdeden, damit es unterdrückt werde. Sehen Sie, Esther, es giebt in dieser ganzen Nachbarschaft keinen Laufburschen mehr, mit achtzehn Schilling Einkommen die Woche, der nicht schon hier gewesen wäre, um seine halben oder auch ganzen Kronen auf ein Pferd zu setzen. Dies Haus ist das Centrum der Unmoral der ganzen Umgegend. Jedes Menschen Geld wird hier angenommen; der Knabe, der neulich seines Waters Uhr heimlich verlesen ging, um auf ein Rennpferd wetten zu können, legte sein gestohlenes Geld hier im „Kings Head“ an. Sein Vater hat ihm einmal über das andre verziehen. Dann begann der Knabe die Mieter seiner Eltern zu bestehlen — zu demselben Zweck. In dem gleichen Hause mit ihm wohnte eine alte, fünfundsiebzigjährige Frau, die sich neun Schilling die Woche verdiente, indem sie zu früher Morgenstunde einige Bureaus reinigte. Auch ihr hat dieser Knabe eine halbe Krone abgeschwindelt; schließlich hat der Vater der Behörde erklärt, daß er mit dem Knaben nichts mehr machen könne, seit er angefangen habe, auf Pferde zu wetten. Dieser Knabe ist vierzehn Jahre alt; vierzehn Jahre! Ist das nicht entsetzlich? So etwas darf doch nicht fortbestehen. Wir sind fest entschlossen, dieser Sache ein Ende zu machen. Darum bin ich heute hierher gekommen. Ich wollte Ihrem Manne das sagen!“

„Sind Sie auch ganz sicher,“ fragte Esther, und während sie sprach, biß sie sich heftig auf die Lippen, „daß es wirklich nur um des Seelenheils der Nachbarschaft willen ist, daß Sie uns vom Gesetz verfolgen lassen wollen?“

„Sie werden doch nicht etwa glauben, daß ich einen andern Grund dafür habe! Sie glauben doch nicht etwa, daß ich das thun will, weil . . . weil . . . er Sie mir geraubt hat?“

Esther erwiderte hierauf nichts; auch Fred schwieg eine Weile. Dann sagte er, und während er sprach, drückte sich in seiner Stimme Schmerz und Kummer aus:

„Es thut mir leid, daß Sie so schlecht von mir denken! Auch bin ich es gar nicht, der Sie verfolgen lassen will; wer bin denn ich, daß ich überhaupt im Stande sein sollte, das Gesetz in der Ausübung seiner Pflichten beeinflussen zu wollen? Nein — aber ich habe gehört, daß die Behörde die Sache in die Hand nehmen will, und darum, um alter Erinnerungen willen, wollte ich Ihnen Kummer und Leid ersparen, wenn ich's könnte! Ich bin hierher gekommen, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich in Angelegenheiten bringen, wenn Sie mit diesen Wetten fortfahren. Selbst hierzu habe ich kein Recht gehabt; aber ich wollte Sie und die Ihren gern vor kommandem Unglück schützen.“

„Ja, ja; ich fühle es, ich habe Ihnen Unrecht gethan; ich danke Ihnen für Ihre gute Absicht, Fred.“

„Noch haben wir ja gar keine wirklichen Beweise gegen Sie; wir wissen natürlich, daß hier viel gewettet wird, weiter nichts. Aber wir müssen erst beedigte Zeugnisse gegen Sie haben, bevor das Gesetz die Sache in die Hand nehmen kann. Darum sage ich Ihnen noch einmal, daß Sie all dies Unangenehme umgehen können, wenn es Ihnen gelingt, Ihren Mann zu überreden, daß er das Wetten hier aufgibt.“

Esther gab keine Antwort, und Fred fuhr fort: „Lediglich aus Freundschaft für Sie bin ich hierher gekommen, um Ihnen diesen Rat zu geben. Sie sind mir doch nicht darum böse, Esther?“

„Nein, Fred, nein. Ich verstehe jetzt, wie Sie's meinen.“ Esther wandte ihr Gesicht von ihm ab, aber sie empfand

trotzdem, wie warm Freds Blicke auf ihr ruhten, und fühlte deutlich, daß er sie immer noch liebe.

Einen Augenblick später war er fort.

Und sie, in ihrer schlichten, unwissenden Weise, mußte wieder sinnen und grübeln über die merkwürdigen, romantischen Einfälle des Schicksals. Wenn sie Fred geheiratet hätte, so wäre ihr Leben ganz, ganz anders geworden. Sie hätte das Leben geführt, das sie sich einst gewünscht hatte! Aber nun war's doch anders gekommen! Sie hatte William geheiratet und — nun, es mußte eben gut sein, wie es war! und nun begann sie wieder ausschließlich an ihren Mann zu denken.

Wenn Fred oder seine Freunde sie bei der Polizei anzeigen des Wettens wegen, so würden sie, wie er ganz richtig geäußert hatte, nicht bloß eine schwere Geldbuße zu zahlen haben, sondern höchst wahrscheinlich auch ihre Konzession verlieren. Und was sollten sie dann anfangen? William war nicht mehr kräftig genug, um wie früher von einem Rennplatz zum andern zu eilen. Er hatte im letzten halben Jahre eine Menge Geld verloren; Jackie war in der Schule; sie mußten auch an ihn denken. Wie ein Centnergewicht lag der Gedanke an die bevorstehende Gefahr ihr in den Gliedern und im Kopfe den ganzen Abend über.

William war sehr spät nach Hause gekommen, Esther hatte keine Gelegenheit mehr gefunden, mit ihm allein zu sprechen, bevor die Gäste fort und sie oben in ihrem Schlafzimmer waren. Dann, während des Auskleidens, sagte sie: „Fred Parsons hat mich heute nachmittag besucht.“

„Aha, das ist der Kerl, den Du mal heiraten wolltest; läuft er dir immer noch nach?“

„Nein; er sprach viel mit mir über das Wetten hier bei uns.“

„Was kümmert das ihn?“

„Er sagt, wir werden vom Gesetz verfolgt werden, wenn es nicht aufhört.“

„Ist er dazu hierhergekommen, um Dir das zu sagen? Na, ich wünschte bloß, ich wäre zu Hause gewesen.“

„Ich bin sehr froh, daß Du nicht da warst; was hätte das denn genützt? Du hättest Dich mit ihm bloß gezankt und die Dinge dadurch nur noch verschlimmert!“

William zündete seine Pfeife an und schnürte seine Stiefel auf. Esther warf ihr Nachtleid über und schlüpfte ins Bett.

Es war ein großes, eisernes Bett ohne Vorhänge. Das Zimmer hatte zwei Fenster, eines in gleicher Linie mit dem Bett, eines der Thür gegenüber. Die Kommode stand zwischen den beiden Fenstern. Esther hatte die Bücher ihrer Mutter auf die Kommode gestellt, und William hatte einige Sportbilder an den Wänden aufgehängt. Er nahm sein Nachthemd, zog es an, ohne aber dabei die Pfeife aus dem Munde zu legen. Es war das seine Gewohnheit, seine Pfeife stets abends im Bett zu Ende zu rauchen.

„Das ist bloß Rache,“ sagte er endlich, als er sich hingelegt und die Decke bis zum Kinn heraufgezogen hatte. — „Rache, weil ich Dich ihm fortgenommen habe.“

„Das glaube ich nicht; ich glaubte es zuerst auch und sagte es ihm sogar.“

„Und was sagte er darauf?“

„Er sagte, es thäte ihm leid, daß ich eine so schlechte Meinung von ihm habe; er sei lediglich hergekommen, um uns zu warnen. Und es ist richtig. Wenn er Rache nehmen und uns etwas Böses zufügen wollte, so hätte er uns ja vorher nichts zu sagen brauchen. Meinst Du nicht auch?“

„Gm, ja; das klingt plausibel. Na, aber — warum soll man uns denn eigentlich verfolgen?“

„Weil er sagt, daß ein Wettlokal wie unsres die ganze Gegend hier korrumpiert.“

„Und Du glaubst selbst, daß er daran wirklich glaubt?“

„O gewiß; er und noch viele andre denken so. Ich stamme ja auch eigentlich von Menschen her, die so denken; also muß ich es doch wissen. Wetten und Trinken halten meine Leute, die Brüdergemeinde, für ein sündhaftes Uebel.“

„Ich dachte, Du hättest schon alles vergessen aus jener Zeit, wo Du zu den Brüdern gehörtest.“

„O nein; die Grundsätze und Gewohnheiten, in denen man als Kind erzogen wurde, die vergißt man niemals.“

„Und was hältst Du jetzt von der ganzen Geschichte?“

„Ja, William, ich habe noch nie mit Dir darüber gesprochen. Ich meine, eine Frau hat gar nicht das Recht, ihrem Manne Rat zu erteilen, und dann gingen ja auch die Geschäfte so schlecht, und dann bist Du auch nicht mehr so gesund wie früher, seit Du Dir die dumme Erklärung da auf dem Rennplatz geholt hast; darum schien es mir für unsern Lebensunterhalt nötig zu sein; aber jetzt ist das Geschäft ja so viel besser geworden, daß ich wirklich glaube, Du könntest das Bettengewinn aufgeben.“

„Was Du denkst! Das Geschäft hat sich eben bloß durch das Bettengewinn gehoben. Keine fünf Pfund die Woche würden wir einnehmen, wenn die Leute nicht wüßten, daß sie hier wetten können. Was ist denn eigentlich der Unterschied, ob man auf dem Rennplatz wettet oder im Wirtshaus? Auf 'nem Rennplatz sagt kein Mensch 'n Wort dagegen; da ist die Polizei und sieht und hört alles und sagt kein Wörtchen. Und dann — wie wetten sie bloß im Ratterjall und im Albertklub? Ist das vielleicht was andres als hier bei mir? Und an der Börse, wo jeden Tag für Tausende und Tausende und Zehntausende gewettet wird! Nein — es ist immer die alte Geschichte; ein Gesetz für die Reichen, ein andres für die Armen! Warum soll der arme Mann sich nicht für seine halbe Krone amüsieren können, wenn es ihm Spaß macht? Warum kann der Reiche sich jeden Augenblick für seine tausend Pfund amüsieren, wenn er Lust dazu hat? 's ist dieselbe Geschichte wie mit den Wirtshäusern. Alle diese heuchlerischen Dudmäuser, die wollen gern dem armen Mann sein Bier fortnehmen, aber noch ist keiner gekommen, der da sagt, der Reiche solle nicht mehr Champagner trinken; und wie kaufen sie im Klub Champagner! Verfluchter Blödsinn, die ganze Geschichte! Mir wird schlimm, wenn ich nur daran denke! Heuchlerisches Pack! Wetten! Wetten! Als ob nicht alles in der Welt auf Wetten beruht! Wie können sie denn das Bettengewinn verbieten wollen? Haben die Menschen nicht gewettet, seit die Welt besteht? Blödsinn, sage ich! Natürlich, so 'nen armen Teufel wie mich können sie klein kriegen und ruinieren; aber mehr können sie auch nicht thun. Wir werden ruiniert, und die Reichen thun nach wie vor, was sie wollen. Heuchlerische Brut! Beten thun sie — ja — und dabei streuen sie den armen Leuten Sand zwischen ihren Zuecker. Ich kann sie alle nicht ausstehen, die immer und ewig das Wort Religion im Munde haben. Wenn ich schon so einen sehe, der in einem fort von Religion redet, dann habe ich immer das Gefühl, dem muß man mal tüchtig auf die Finger und in die Bücher gucken, ob er nicht am Ende die Armen betrügt!“

William setzte sich im Bett auf, um seine Pfeife an dem Licht auf dem Nachttisch wieder anzuzünden.

„Aber es giebt doch auch gute Menschen in der Welt,“ sagte Esther, „manche, die wirklich nur daran denken, Gutes zu thun, und nicht nur für ihr Vergnügen leben.“

„Ach, weißt Du was? Nur Arbeit und gar kein Vergnügen, das hat noch nie einen ordentlichen Menschen gemacht. Das einzige Vergnügen dieser armen Leute hier in der Nachbarhaft ist nun einmal das Bettengewinn. Wenn sie auf ein Pferd was gesetzt haben, dann haben sie ein Ziel, dem sie entgegengehen können. Sie haben eine Aufregung, und, ob sie nun gewinnen oder verlieren, sie haben immerhin doch Vergnügen für ihr Geld gehabt. Du weißt ja doch, daß das so ist; Du siehst sie doch, mit welcher Aufregung sie die Abendzeitung abwarten, um zu sehen, auf welches Pferd im Laufe des Tages am meisten gewettet worden ist. Ohne irgend eine Hoffnung kann kein Mensch leben. Das ist nun mal ihre einzige Hoffnung, und ich behaupte, es hat keiner das Recht, ihnen die zu nehmen.“

„Nun gut — das sind die Männer; aber wie ist's mit den armen Frauen? Denen nützt all das Bettengewinn wahrhaftig nichts. Es ist ganz gut so zu reden, William, aber Du weißt ebenso gut wie ich, wieviel Unglück auch aus dem Bettengewinn kommen kann; Du weißt, daß, wenn sie sich einmal ganz und gar damit beschäftigen, sie nicht mehr ordentlich arbeiten wollen. Da ist zum Beispiel Journeyman, der hat keine Arbeit mehr, und Stach hat auch seine Portierstelle verloren.“

„Und nun sind sie beide viel besser dran; sie haben zehnmal mehr mit Wetten gewonnen, als vorher.“

„Das ist möglich, gerade im Augenblick; aber wer garantiert ihnen, wie lange das so anhält? Sieh nur den alten John an, er hat nur noch Lumpen auf dem Leibe; und seine arme Frau, neulich war sie mal abends hier, die hat ein fürchterliches Leben hinter sich. Du willst behaupten, daß das Bettengewinn kein Unglück sein könnte! Erinnerst Du Dich nicht des armen Jungen, der neulich vor Gericht war als Dieb, und war doch nur durch das Bettengewinn zum Diebstahl verleitet worden? Und hier bei uns hat er das Bettengewinn gelernt. Zuerst hat er

seines Vaters Uhr verfehlt, dann hat er gestohlen. Du kannst doch nicht behaupten, daß es recht ist, mit solch kleinem Jungen zu wetten?“

„Das Pferd, auf das er bei mir gesetzt hatte, hat auch gewonnen.“

„Um so schlimmer! Der Junge wird nie in seinem Leben mehr ein ordentlicher Arbeiter werden. Wenn sie gewinnen, so trinken sie eins auf ihr Glück, und wenn sie verlieren, trinken sie auch eins, um sich neuen Mut zu machen.“

„Weißt Du, Esther, ich glaube, Du hättest doch den andern Kerl heiraten sollen; mit dem hättest Du so leben können, wie Du gerne wolltest. Das Wirtshaus hier scheint nichts für Dich zu sein.“

Esther wandte den Kopf und blickte ihrem Manne in die Augen. Es kam ihr in diesem Augenblick vor, als stünden sie einander recht fremd gegenüber.

„Ich bin doch in so ganz anderer Weise erzogen worden,“ sagte sie leise, und ihre Gedanken flogen zurück zu ihren Kinderjahren, die sie in der kleinen südlichen Seestadt verlebte hatte. „Ich fürchte sehr, daß mir das Bettengewinn und Trinken sündhaft erscheinen wird, solange ich lebe. Gewiß hätte ich lieber ein ganz andres Leben geführt, aber wir Menschen können unser Leben nicht formen, wie wir es wollen: wir müssen es eben so nehmen, wie wir es bekommen. Du warst der Vater meines Kindes, darum bin ich auch verpflichtet, Dein Leben mit Dir zu teilen.“

„Na ja, es wird wohl so sein,“ sagte William. Er lag still da auf dem Rücken und stieß die Rauchwolken rasch zwischen den Lippen hervor.

„Wenn Du noch lange so fortrauchst, werden wir in dieser Luft gar nicht mehr atmen können,“ meinte Esther.

„Ich werde aufhören; soll ich das Licht jetzt auspusten?“

„Ja, wenn Du willst.“

Als das Zimmer schon dunkel war, sagte William noch, bevor er einschlief:

„Immerhin war es eigentlich ganz nett von dem Menschen, hierherzukommen und uns zu warnen. Ich werde mich in Zukunft sehr vorsehen, mit wem ich wette.“

(Fortsetzung folgt.)

## Hirnhandel.

Die deutsche bürgerliche Presse zerfällt in zwei große Gattungen: In solche Blätter, die einbringen, und solche, die kosten. Die ersteren dienen lediglich dem Zweck, durch Vermehrung von Inserenten und Abonnenten, die hineingesteckten Kapitalien des Unternehmers möglichst hoch zu verzinsen. Die andern sind nur dazu da, um die Geschäftsinteressen bestimmter Interessentengruppen unter dem Scheine öffentlicher Meinung jeden Tag aufs neue zu stillieren; weil hinter diesen Organen reale Gruppen wirtschaftlicher Mächte stecken, nennt man sie auch die *ernste* Presse, die politische Presse. Man kann schließlich den Unterschied der beiden Zeitungsgattungen dahin spizen: die durch sich selbst rentierende Presse wird von den Konsumenten, die „*ernste*“, politische Presse von den Produzenten bestochen.

Es läßt sich noch eine dritte Art bürgerlicher Preßthätigkeit denken und von ihr redet man ja wohl allein, wenn die Journalisten Kongresse feiern und Festreden von sich geben: das ist die Zeitung als Werkzeug der Aufklärung. Unterrichtete, fähige, charaktervolle Männer kämpfen für ihre Ueberzeugung, für eine Weltanschauung, die sich wohl in einer Partei organisiert. Sie dienen dem Guten und verfolgen das Schlechte, sie befreien die Wahrheit und verachten die Lüge, es sind hochgenute Propheten, die täglich ein- bis dreimal sich in den Kampf heldenhaft stürzen, um die Menschheit vorwärts zu bringen. In dieser Presse hat der Verleger weder das Recht, den Inhalt des Blattes seinen direkten Geldinteressen unterzuordnen, noch sind die Unternehmer befugt, ihre Privatgeschäfte durch die Zeitung vertreten zu lassen. Die Publizisten herrschen in diesem Reich, nicht die Kapitalisten. Solche Zeitungen erfüllen einen außerordentlich erhabenen Beruf, auch wenn sie uns feindselig gesinnt sind, sie sind ideale Krieger menschlicher Kultur, und sie haben leider nur einen Fehler: sie existieren nämlich nicht mehr, sofern sie jemals geblüht haben sollten. Auf jeden Fall sind die letzten Reste im Aussterben begriffen. Die bürgerliche Presse hat keine journalistische Persönlichkeit mehr in ihrem Reich, einfach deshalb, weil sie der Persönlichkeiten nicht bedarf.

Der Uebergang der Berliner „Volks-Zeitung“ in den Besitz der Rudolf-Mosseschen Inseratenagentur zeigt die Unmöglichkeit, daß sich ein bürgerliches Blatt noch kraft seiner Ueberzeugung unabhängig behauptet. Die „Volks-Zeitung“ vertrat mit zuverlässiger Reinlichkeit demokratische Gesinnungen. Ihr Besitzer war, wenn wir nicht irren, ein Schwager Mosses, der schon deshalb auf ein charaktervolles Blatt Wert legte, um seinen zärtlichen Verwandten zu ärgern. Die Herstellung eines ehrlichen demokratischen Organs verdanken wir also einer Familienlaune.

Rudolf Mosse selbst vertrat mit seinen Zeitungsfabrikanten die Ältere Periode des Meinungsgeschäfts, bevor Scherl auf noch niedrigerem Grunde sein unendliches Glück fand. Mosses Unternehmungen arbeiteten noch politisch, sie verkauften Liberalismus, der immer noch willige und zahlungskräftige Kunden fand. Freilich dieser Liberalismus war von Anfang an durch höhere Rücksichten, durch die strengen und soliden Geschäftsprincipien reguliert. Eingetweicht erklären die lächerlich schwankende Haltung des „Berliner Tageblatts“ durch das Mossesche Naturgesetz: „Entscheidend für die Tendenz der nächsten Nummer ist die zuletzt eingegangene Postkarte“. Das heißt: Mosses einziger Grundsatz ist, der jeweilig letzten Stimmung seines Publikums gerecht zu werden. Kommt eine Postkarte, die mit der Kündigung des Abonnements droht, wenn das Blatt noch ferner „socialdemokratisch“ für einen Streik eintreten sollte, so wird unweigerlich im nächsten Abendblatt nachgewiesen, daß der zuvor sympathisch behandelte Zustand das Werk gewissenloser Heher und bethörter Arbeiter sei. Immer den letzten Wind auffangen und ihn dann wieder in journalistischem Stoffwechsel streichen zu lassen, das ist das Wesen der an die Abnehmer verkauften Geschäfts-  
presse.

Immerhin führt dieses Princip der letzten Postkarte nicht nur zu tollen Widersprüchen — das merkt niemand — sondern auch zu bedenklichen Irrthümern. Auch der Gesinnungswechsel aus Geschäftsrücksichten ist eine nicht leichte Aufgabe. Man kann da oft die unangenehmsten Ueberraschungen erleben. So ging denn August Scherl noch einen Schritt weiter, er schaltete die Meinungen ganz aus und schwor zu dem Kultus der neuesten Nachricht. Der Ehrgeiz wurde, mit der Schnelligkeit des Nachrichtendienstes die gesamte Konkurrenz zu schlagen. Seitdem hat Rudolf Mosse keine ruhige Minute mehr. In jeder neuen Nummer seines „Tageblattes“ prüft er zitternd, ob „wir“ auch alles haben, was der „Lokal-Anzeiger“ bringt. Und genau so verfährt August Scherl. Ihre verschiedenartigen Temperamente äußern sich nur darin, daß Mosse wütend ein Duzend Redakteure hinauswirft, wenn in seinem Blatte eine Neuigkeit fehlt, die der „Lokal-Anzeiger“ bereits hat, während Scherl in solchen Fällen ein Duzend Redakteure hinzumietet.

Der genialste Gedanke, der blendendste Witz ist in diesem Preßbetriebe gleichgültig. Wenn nur das Droschenpferd in dem einen Blatt fünf Minuten früher fällt als anderswo. Dabei ist selbst dieser armselige Ehrgeiz in Berlin noch kleinbürgerlich verschrumpft geblieben. An den englischen und amerikanischen Sensationsblättern gemessen, ist der Lokal-Anzeiger Scherls, rein technisch betrachtet, nicht mehr als das Burbotorgan der letzten Kreisstadt. Er hat gar nichts Näubermäßiges großen Stils an sich, sondern pflügt nur ein phylisterhaftes, ängstliches Gelüft, forampierend auszusichweisen. Es fehlt ihm die Kraft zur großen Sünde.

Daneben hatte die Sucht der neuesten Nachricht eine weitere Elanerei zur Folge. Die servile und feige Bourgeoisie Deutschlands hat sich bisher keine wahrhafte Dessenlichkeit erkämpft. Das gesamte Regierungs- und Verwaltungsgeschäft geschieht hinter verschlossenen Thüren. Die Menschheit außerhalb der Bureaokratie erfährt nicht, was man jeweils über sie zu beschließen für gut befindet. Es giebt keine so schlecht informierte Presse wie die deutschen bürgerlichen Zeitungen. Entenzucht und Kammegiebereien erzeugen den Mangel an wirklichen Nachrichten. Diesen Umstand machen sich nun Regierungen und Behörden zu nutze. Sie stellen sich bisweilen so, als gewährten sie Informationen, die in Wahrheit wertlos sind. Für derartige Gnadengeschenke aber verkaufen sich die „maßgebenden“ Organe nun auch der Regierung und den Behörden mit Haut und Haaren. Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik salbadert fast die gesamte bürgerliche Presse nur, was ihr in den Gesindestuben des Auswärtigen Amtes vorgeschwagt wird. So müssen die Unseligen, die ihre Köpfe an die Meinungsfabriken verhandeln, auf jede selbständige Meinung verzichten. Und da die Organe, die nicht Benutzt werden, verkümmern, hat der bürgerliche Journalist es nach kurzer Zeit nicht mehr nötig, sich eine Meinung abzugewöhnen. Es rebelliert bald nichts mehr in ihm, und viel junger und ernster Idealismus, der ursprünglich vorhanden gewesen, wird erbarmungslos zu Grunde gerichtet.

Nachdem die Zeitungskapitalisten ihre Geschäfte dermaßen höchst solid auf Inserate, Abonnements und Gesinnungslosigkeit gegründet hatten, wurden sie ehrgeizig und besaßen, nun auch etwas für die Fassade ihres Betriebs zu thun. Sie strebten dekorativ. Vielleicht störte es aber auch ihre Ruhe, daß es immer noch Zeitungen und Menschen gab, die einen eigenen Weg zu gehen trachteten. Nun begann jene Aera des geistigen Rechenlegens. Scherl ging voran. Er kaufte ringsum die Presse und ihre Schriftsteller an, um sie in seiner Weise still zu legen. Außerlich freilich durften sie noch erscheinen und schreiben. Um jedem Geschmad entgegenzukommen, mochten sie auch dem abstrussten Individualismus frönen, sie durften sich selbst so rabal wie möglich geben. Dennoch waren sie tot. Niemals hatten sie die Freiheit, jene Grenzlinie zu überschreiten, wo das kapitalistische Interesse gefährdet ward. Mochten sie selbst anarhistisch rasen, das war am Ende pikant und gänzlich ungefährlich. Wehe aber, wer sich etwa erdreisten würde, socialdemokratisch zu wirken. Die Socialdemokratie ist eine Macht, und mit dieser Macht zu paktieren ist schlechterdings unzulässig. Die verhandelten Gehirne, die doch der moralischen Tröstung und Selbsterhaltung bedürfen, pflegen seitdem mit wachsendem Ungehum auf den unerträglichen Zwang des Parteilebens zu schelten. Man steht stolz über den Parteien, weil man eben unter dem Verleger dienen muß.

Auf den Spuren Scherls läuft abermals Rudolf Mosse nach. Jetzt hat er auch die Demokratie angelauft, die letzte bürgerliche Tradition von 1848 seinem Betrieb eingegliedert. Bald wird niemand mehr anders denken, schreiben, dichten, komponieren, malen dürfen, als Scherl und Mosse gestatten. Für diese beiden Generalunternehmer aber giebt es nur ein Regulativ: die Rentabilität.

Daneben giebt es dann nur noch jene „ernste politische“ Presse, die thatsächlich aus verkleideten Fachblättern besteht. Von einem Organ für Papierindustrie weiß jeder, daß es nur die Interessen der Papierfabrikanten vertritt. Fügt man aber einem solchen Organ noch politische Leitartikel, Theater und Musik, Lokales, Parlamentsberichte, Kunst und Wissenschaft hinzu, so sind die Zufuhrquellen unerschöpflich gemacht. Man glaubt ein Instrument für bestimmte Uebersetzungen vor sich zu haben, und liest doch nur ein Fachblatt für Marinelieferanten oder sonstige großindustrielle, feudale, börsenkapitalistische Cliquen, zu deren ständigen Geschäftsunkosten es gehört, Zeitungen und Zeitungsschreiber auszuhalten, denen die Aufgabe obliegt, diese Geschäftsunkosten dadurch wieder hereinzubringen, daß sie durch Umwandlung von Klamme in nationale öffentliche Meinung, von materiellen Interessen in ideale Argumente die Unternehmungen ihrer Geldgeber fördern. —  
Joo.

## Kleines feuilleton.

an. Das Verhör. „Das ist doch Else!“ Die alte Dame blieb stehen und lenkte die Blicke ihres Begleiters in das Gemüth der Straße.

„Else? Die mit dem großen Palet?“

„Ja doch! Natürlich ist sie das! Else! Else!“ Sie winkte. „Laß doch.“ Der alte Herr hielt ihr den Arm fest. „Nachher mußt Du sie anstandshalber zum Besuch einladen. Sie und ihren — Herrn Gemahl!“ Das letzte betonte er spöttisch. „Schließlich liegt uns die ganze noble Familie auf dem Halse.“

„Es ist unsre Entelin, Paul. Und ich bin wirklich fürchtbar neugierig, wie denn das nun alles gekommen ist, und ob sie nicht schon bereit, von uns gegangen zu sein.“ Sie winkte von neuem. „Aha, da kommt sie schon!“

Der Mann brummte ärgerlich; seine Gattin setzte eine recht freundliche Miene auf: „Ach, wie nett, Else! Wir haben uns lange nicht gesehen, Liebes Kind.“

„Guten Tag, Großvater. Guten Tag, Großmutter.“ Die junge Frau sagte es verwundert. „Ich sah schon öfter Herüber, aber —“ sie stotzte.

„Aber Du dachtest, wir wollen Dich nicht kennen; sag's nur.“ unterbrach der Alte sie mürrisch. „Von dieser prozigen Seite kennst Du uns wohl?“

„Wir nehmen den lebhaftesten Anteil an Dir, Kind! Das ist doch selbstverständlich.“ Die alte Frau war sehr beleidigt.

„Na,“ Else machte ein ehlich erjauntes Gesicht, „das ist mir wirklich neu. Aber es freut mich — wahrhaftig!“

Die Großmutter zog ein wohlwollendes Gesicht: „Wo willst Du denn mit Deinem Palet da hin? Mein Gott, da nimmt man sich doch eine Droschke oder läßt sich's ins Haus schiden.“

Eine flüchtige Röthe überzog das Gesicht der jungen Frau: „Das ist kein Einkauf. Ich gehe liefern.“

„Liefere? Was ist das?“

„Ich nähe Mäntel und will diese nun im Geschäft abliefern. Dort drüben, am Hausvoigteiplatz.“

„Ach? Du arbeitest für Geld?“ Die Großmutter raffte das schwarzseidene Kleid, als habe es eben den Schmutz geirreist.

„Wir dachten, Du seiest verheiratet.“ bemerkte der Alte obenhin.

„Bin ich auch. Aber das wißt Ihr doch!“

„Wichtig.“ Die Großmutter legte einen Finger auf den Arm ihres Mannes. „Wir waren so sehr dagegen. Du entfinnst Dich wohl noch.“

„Nein.“ Er hob mit einer Bewegung den Kopf, als ob ihn der weiße Kragen scheuere. „Ich entfinne mich absolut nicht! Ich glaubte nur, eine verheiratete Frau arbeite nicht für andre Leute.“

„Käsehaft ist es mir auch.“ meinte milde die Gattin.

In Elses Gesicht war ein trotziger, feindseliger Zug gekommen. Sie war den Alten einen zornigen Blick zu und schwieg. Wis sie am Hausvoigteiplatz waren: „So. Ich bin da. Adieu!“

„Aber, Kind!“ Die Großmutter hielt sie fest. „Es war doch nicht böse gemeint. Wir ahnten ja nicht, daß Du Dich in solcher Lage befindest. Wo Du bei uns in hochanständigen Verhältnissen groß geworden bist!“

„Du willst doch nicht sagen, daß meine jetzigen Verhältnisse . . .“

Die Großmutter unterbrach sie mit einer verzweifelten Gebärde: „Lege nur nicht jedes Wort auf die Goldwaage! Nein, nein, ich meine durchaus nichts Böses. Also: wir warten drüben in dem Restaurant auf Dich und plaudere ein wenig.“

„Ich weiß keine interessanten Geschichten.“

„Gut. Wenn Du denn durchaus an Deinen Großeltern vorbeilaufen willst. — Aber Du kommst, nicht wahr, Kind?“

„Reineltwegen.“ Else ging.

„Warum läßt Du sie nicht laufen?“ Er war ärgerlich.

„Auf Deine Art erfährt man gar nichts!“ —

Als die junge Frau ihre Arbeit abgeliefert hatte und aus dem Geschäft trat, zögerte sie zunächst. Aber dann meldete sich der Trotz in ihr und sie ging entschlossen in das Restaurant.

„Na, nun hast Du wohl einen ordentlichen Waken eingeheimst?“ empfing sie der Alte.

„Nein. Die Arbeit wird schlecht bezahlt.“ Und zum Kellner:

„Eine Tasse Kaffee, bitte.“

„Und Kuchen.“ bestellte die Großmutter.

„Rein! Keinen Kuchen für mich.“ Das klang entschieden.

„Früher aßest Du gern Kuchen.“

„Ja, früher.“

„Du hast wohl manche Deiner Gewohnheiten ändern müssen?“

„Manche.“

„War es nicht . . .“ die Großmutter sondierte vorsichtig das Feld.

„Du mußt mich nicht mißverstehen! Ich meine: gewissermaßen war Eure Hochzeit doch wohl ein wenig voreilig? Ich frage nur.“

„Wie lange hätten wir nach Eurer Meinung warten sollen?“

„Nun.“ Die alte Dame wiegte den Kopf mit wohlwollendem Nicken.

„Bis Eure Verhältnisse dementsprechend waren.“

„So? Dann warteten wir jezt noch.“

„Ach?“ Die Großmutter notierte es sich in Gedanken.

Ihr Mann, der bisher schweigend geseßen, erhob nun die Stimme: „Und ich meine wie damals noch heute: Deine Wahl war an sich ein großer Fehler. Ein unverzeihlicher Fehler! Das siehst Du heute, wo Du Mäntel nähen mußt, wohl auch selber ein.“

„Rein! Ich würde heute genau so handeln!“

„Wirklich? Es ist Dir dann also auch gar nicht fühlbar geworden, daß wir unsre Hand von Dir gezogen haben?“

„Doch.“ Die Stimme bebte in unterdrücktem Hohn. „Ich habe Frieden gehabt — vor Bevormundungen und so weiter.“

„Diese Bevormundungen wollten Deine Bestes, Kind.“ Die Alte sagte es feierlich.

Und er fügte erregt hinzu: „Diese Bevormundungen hatten immerhin einige Tausend Thaler hinter sich. Wärst Du ihnen gefolgt, dann sähest Du nicht im Kattunrock neben uns. Hättest eine Hochzeitsreise nach Italien hinter Dir und einen Mann, der . . .“

„Kellner, zahlen!“ Ein Geldstück klirre heftig an der Tasse.

„Den Kaffee bezahle ich natürlich.“ Der Alte zog die Börse.

„Dankel!“ Die junge Frau schob seinen ausgestreckten Arm zur Seite und reichte dem Kellner das Geld. Dann beugte sie sich über den Tisch und die Augen funkelten in dem blassen Gesicht:

„Eure Thaler, Eure seidenen Kleider, die Hochzeitsreise mitamt dem Mann schenke ich Euch! Für all Euren Reichtum und Eure Güte geb' ich diesen Kattunrock und die ganzen, letzten Jahre nicht hin! So, nun wißt Ihr's! Adieu!“

**Geographisches.**

ie. Die Schlucht des Todes. Auch der modernen Erdkunde fehlt nicht jede Poesie. Die Alten vermuteten an besonders unheimlichen Stellen der Erdoberfläche eine Pforte zur Unterwelt, und noch jezt giebt es für ähnliche natürliche Verhältnisse Namen, die fast eine gleiche Bedeutung haben. Am berühmtesten ist in dieser Hinsicht das Thal des Todes auf der Insel Java. Seltener dagegen ist die Rede von der Todeschlucht im Bereich des wunderjamem Yellowstone National Park in den Vereinigten Staaten, der so viele Merkwürdigkeiten in sich birgt wie kaum eine andre gleichgroße Fläche des Erdbodens. Die dort gelegene Todeschlucht wurde erst im Jahre 1888 von Dr. Weed, einem Beamten der Geologischen Landesuntersuchung der Vereinigten Staaten, entdeckt. Weed fand damals in der Schlucht fünf Wären, einen Wapiti-Hirsch, viele kleine Säugetiere und zahlreiche Insekten in verschiedenen Stadien der Ferkung umherliegend. Keins dieser Tiere zeigte Spuren eines gewaltigen Todes, so daß ihr Ende durch Einwirkung giftiger Gase wahrscheinlich war. Etwa zehn Jahre später fand ein andrer Forscher die Leichen von acht Wären in der Schlucht, aber auch damit konnte das Rätsel noch nicht gelöst werden, das über dem sonderbaren Thale lag. Man begann sogar schon an den früheren Berichten zu zweifeln, während von andrer Seite angenommen wurde, daß die giftige Atmosphäre der Schlucht zeitweise durch schwere Regenfälle oder durch Frühlingsswasser gereinigt würde. Nunmehr hat Dr. Traphagen die Todeschlucht mehrmals durchforscht und die Ergebnisse seiner Untersuchungen in der Wochenschrift „Science“ mitgeteilt. Das erste Mal fand er, wie die meisten seiner Vorgänger, eine große Zahl von Tierleichen an der unheimlichen Stelle und bemerkte auch einen scharfen Geruch von Schwefelwasserstoff. Er nahm sich daraufhin vor, sich für den nächsten Besuch mit Apparaten zur Feststellung der Gasentwicklung in dem Thal auszurüsten. Bei seinem zweiten Aufenthalt war der Geruch nach Schwefelwasserstoff noch stärker, und die Silbermünzen, die der Forscher in seiner Tasche trug, wurden durch den Einfluß des Gases schwarz. Es stellte sich heraus, daß die Luft in der Nähe des Bodens der Schlucht über 10 Proz. Kohlenäure und starke Spuren von Schwefelwasserstoff enthielt und daß diese Gase aus Felspalten an den Gefängen des Schlundes hervordrangem. Die aus den Spalten entweichende Luft bestand zu mehr als 50 Proz. aus Kohlenäure und zu etwa 1 Proz. aus Schwefelwasserstoff, obgleich ein ziemlich starker Wind durch die Schlucht wehte und außerdem verschiedentlich Regenfälle eintraten. Die Beschaffenheit der diesen Spalten entströmenden Gase mußte danach als derartig erscheinen, daß selbst große Tiere auf dem Boden des Schlundes dadurch erstikt werden könnten, zumal wenn die Luft innerhalb der Schlucht ganz ruhig ist, so daß sich die Gase weniger schnell mit der übrigen, reineren Luft vermischen. Die Frage, inwieweit durch Schwefelwasserstoff eine Vergiftung herbeigeführt werden kann, ist

noch nicht ganz entschieden. Frühere Versuche lehren jedoch, daß schon bei einem Gehalt von 1—3 Tausendstel dieses Gases in der Atemluft Tiere unter großer Atemnot, Lungenentzündung und Krämpfen eingehen. Die Vergiftung erfolgt vermutlich durch eine Bluterfregung. Ob der Schwefelwasserstoff in Verbindung mit größeren Mengen von Kohlenäure noch schädlicher wird bleibt noch zu untersuchen. Dr. Traphagen fand an toten Tieren: zwei Wären, mehrere Hirsche, drei Vögel, verschiedene Motten, Schmetterlinge, Fliegen und Maden. Das Vorkommen toter Maden war besonders beachtenswert, da es auf eine Unterbrechung in den giftigen Wirkungen der Gase schließen ließ. Nach dem Tod der größeren Tiere mußte eine Reinigung der Luft eingetreten sein, die nicht nur den Fliegen die Ablegung von Eiern in die Leichen, sondern auch letzteren ihre Entwicklung zu Maden ermöglichte, bis auch diese von einem neuen Giftstrom getötet wurden. Der Forscher begegnete auch lebenden Fliegen in der Schlucht. Wenn er sie in das aus den Spalten strömende Gas hielt, so starben sie binnen sechs Sekunden. Die Bodengestaltung der Stätte ist äußerst eindrucksvoll und wild. Die Abhänge sind so steil, daß sie von einem Menschen kaum erklimmen werden können. Dadurch wird selbstverständlich die Ansammlung von Gasen in der engen Schlucht sehr begünstigt. Auf die Menschen scheint die Atmosphäre der Todeschlucht nicht gerade lebensgefährlich zu wirken, jedoch stellten sich bei allen Besuchern gewisse Vergiftungserscheinungen ein. —

**Humoristisches.**

— **Protest.** Hausmeister: „Der Hausherr läßt ersuchen, daß Sie erlauben, weil die Liberalen gestegt haben, daß ich die Zahn' bei Ihrem Fenster 'naussteck'!“

Mieter: „Ja, wie komm' denn ich dazu, daß der Hausherr seine Gefühle bei meinem Fenster hinaussteckt?“

— **Aus einem Lokalbericht.** . . . Glücklicherweise hatte der Ermordete sein Geld gerade am Vormittag in die Sparkasse gegeben, so daß er mit dem Verluste des Lebens davonkam. —

— **Reklame.** Herr Schauspieler Gottmann, der gestern Abend in der Titelrolle von „Fiesco“ die Worte sprach: „Hätt' ich nur seinen Weltbau zwischen diesen Zähnen!“ trägt

**Zähne** von Gustav Medler, Zahntechniker. —

(„Fliegende Blätter“.)

**Notizen.**

— Ernst Hädel läßt demnächst zu seinem Werke „Die Welt-rätzel“ eine „Die Lebenswunder“ betiteltte Ergänzung erscheinen. —

— **Einen Preis von 300 M.** schreibt der Riesengebirgsverein für ein Festspiel aus, dessen Inhalt Beziehungen zum Riesengebirge hat. Näheres durch Prof. Dr. Rosenberg in Hirschberg. —

— **Arthur Pserhofers** vieraktige Komödie „Im Cheshafen“ hat bei der Erstaufführung im Deutschen Schauspielhause zu Hamburg keinen Erfolg gehabt. —

— **Im Karlsruher Hoftheater** fand A. Pauls Zeitbild „Lante Regine“ bei der Erstaufführung eine freundliche Aufnahme. —

— **Wilbrands** neuem Schauspiel „Limandra“ scheint es bei der Erstaufführung im Wiener Burgtheater nicht besonders gut ergangen zu sein. —

— **Die Wiener Hofoper** hat Hans Pfitzners Oper „Die Rose vom Liebesgarten“ und Schillings „Jngweld“ zur Aufführung in der nächsten Saison erworben. —

— **Die große goldene Medaille** der Dresdener Kunstausstellung wurde zuerkannt: den Malern Otto Greiner, Robert Haug, Arthur Kampf, Toni Stadler, den Bildhauern August Budler, Hugo Lederer und dem Graphiker Otto Greiner. Die kleine goldene Medaille erhielten: die Maler Fritz Bär, Ferdinand Dorff, Eugen Kampf, Gustav Kampmann, Christian Landenberger, Hans Olde, W. G. Ritter, Sascha Schneider, Otto Heichert, die Bildhauer Fritz Klimsch, Paul Peterich, Georg Admer, August Th. Schreimüller, Konstantin Stark, Georg Bräa, die Graphiker Otto Fischer, Franz Hein, Eugen Kirchner, Karl Schmolz u. Eisenwerth und Ernst Riegel (für Kleinkunst). —

o. **Die Zeitungen Japans.** Noch einer Statistik, die der „Gaulois“ veröffentlicht, hat in den letzten zwanzig Jahren die Zahl der Zeitungen in Japan sich verdoppelt. Im Jahre 1852 erschien die erste Zeitung in Japan, 1879 existierten schon 266, bis 1886 stieg die Zahl auf 2000 und jezt erscheinen bereits 4000 Blätter. In Tokio allein werden 120 Zeitschriften herausgegeben. Die wichtigsten davon sind: „Djidji Skimpo“ (Die Zeit), „Nippon“ (Japan), „Djimin“ (Das Volk), „Kokormen Shinbun“ (National-Zeitung), „Tokio Nitelli Shinbun“ (Tokioer Zeitung). Das in Japan am weitesten verbreitete Blatt ist die „Dsissi Skimpo“ (Die Neue Zeit), die 400 000 Abonnenten hat. Jede Nummer umfaßt 48 große Blätter, die mit Illustrationen, Photographien und Karikaturen bedeckt sind. Eine andre, besonders in Volkskreisen vielgelesene Zeitung ist der „Ni Koku Shinbun“ mit 300 000 Abonnenten. Dieses Blatt wurde vor ungefähr drei Wochen von der japanischen Regierung verboten, weil der Redakteur Okama einen Artikel gegen den Krieg mit Rußland veröffentlicht hatte. —